

Lose Blätter



Lose Blätter

Vermischtes aus der
Philosophischen Praxis

zusammengereicht
von Jens Helmig

Sei nicht furchtsam, die Insel ist voll von Geräuschen,
Tönen und anmutigen Melodien, was Freude bringt
und nicht schmerzt.
Manchmal erklingen tausend klimpernde Instrumente
Über meinem Haupte - und manchmal hör' ich Stimmen.
(William Shakespeare, *Der Sturm*)

Der Abdruck des so genannten *Peitschenphotos* auf Seite 16 erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Dorothee Pfeiffer, Göttingen, der Abdruck der drei Druckgraphiken von Frans Masereel auf den Seiten 60, 90 und 124 mit ebensolcher der ©VG Bild-Kunst, Bonn.
Die Rechte an allen weiteren Abbildungen liegen beim Autor.

Meinen
Gesprächspartnern

Vorbemerkung

Die folgenden Texte stellen eine Auswahl aus Zeitungsartikeln, Kolumnen, Gesprächsaufzeichnungen, Causerien, Leserbriefen und anderen Beiträgen dar, die im Lauf der letzten beiden Jahre zu unterschiedlichen Themen verfasst und zum Teil auch veröffentlicht worden sind.

Wenngleich die Blätter auf den ersten Blick unverbunden scheinen, existiert doch ein innerer Zusammenhang, entstammen die Überlegungen doch auf die eine oder andere Weise der Tätigkeit eines praktizierenden Philosophen und beratend tätigen Logotherapeuten und Existenzanalytikers – eines Menschen also, der sich bemüht, gerade in Alltagsgesprächen den philosophischen Geist seiner Mitmenschen zu erfassen und mit ihnen gemeinsam die Grenzen und Bedingungen des menschlichen Lebens zu erforschen und zu erspüren.

Die abendländische Philosophie ist ihrem Ursprung nach dialogisch. Man ging davon aus, dass so etwas wie die Wahrheit über ein Thema nur gemeinsam im Gespräch erschlossen werden kann. Noch der griechische Philosoph Platon fühlte sich diesem Gedanken so verpflichtet, dass er keine Sachtexte* verfasste, sondern die Gespräche, die sein Lehrer Sokrates in der Öffentlichkeit führte, in strukturierten Dialogen rhetorisch geschliffen nachbildete. Auch die mittelalterliche universitäre Disputation ist noch geprägt von dem regelgeleiteten Spiel aus Rede und Gegenrede. Heute in einem Büchlein diesen Umfangs so zu verfahren, würde auf wenig Gegenliebe stoßen, weswegen ich mich entschieden habe, aus tatsächlich stattgefundenen Dialogen und Diskussionen zu einem Thema so etwas wie ein vorläufiges Fazit zu formulieren, das natürlich niemals der Weisheit letzter Schluss sein soll, sondern

* Zumindest ist uns keine andere Textsorte überliefert.

zum Weiterdenken oder noch lieber zum diskutieren anregen möchte.

Inhaltlich verweisen viele der behandelten Themen auf unmittelbar erlebte und manchmal ganz banale Alltagsprobleme, andere widmen sich Gegenständen, die meinen Klienten durch Medien aller Art vermittelt wurden, ohne dass diese ihnen Zeit gelassen hätten, sie in allen Konsequenzen und Abwegen zu durchdenken. Nicht zuletzt aus diesem Grund sind die folgenden Überlegungen zwar durchaus zeit- und ortsgebunden, versuchen jedoch, wo es möglich scheint, diese Gebundenheit hinter sich zu lassen und Aussagen allgemeingültigerer Art zu formulieren. Ob das gelingt, überlasse ich den Lesern dieses Buchs zur hoffentlich wohlwollenden Beurteilung.

Da die Blätter keinen Anspruch auf eine wissenschaftliche Systematik beanspruchen, habe ich auf eine ausführliche Bibliografie oder ein Stichwortverzeichnis verzichtet.

Selbst und Person

Eine philosophische Auseinandersetzung entzündet sich nicht selten an den alltäglichsten Gegebenheiten: Um meinen kleinen Neffen beim Sprechenlernen zu unterstützen, spielen wir mit ihm ein Spiel, das den meisten Eltern bekannt sein dürfte: das »Wo ist...?« - Spiel. Der Annahme folgend, dass die Personen aus dem engeren Umfeld eines Babys so wichtig für das Kind sind, dass es sie eindeutig bezeichnen möchte, stellt man beispielsweise die Frage »Wo ist Papa?« und nach einer kurzen Weile zeigt das Baby auf die Körpermitte der entsprechenden Person – so einfach und vermutlich bekannt. Philosophisch interessanter ist natürlich die Frage nach dem erkennenden Subjekt selbst. Frage ich meinen Neffen, wo er selbst ist bzw. wer er ist, weist er seit einigen Tagen nicht mehr auf sich, sondern genauer auf seinen Mund. Lässt sich aus dieser isolierten und möglicherweise zufälligen Geste eines seines Selbst nur wenig bewussten Kleinkindes eine Hypothese gewinnen? Der Mund weist natürlich zunächst einmal auf die Rolle des Sprechens im Prozess der Selbstgewinnung hin. Konsultiert man das Lateinische Standardlexikon von Heinrich Georges, so findet sich unter dem Eintrag »Person« folgende Information: Im lateinischen Altertum bezeichnete die *persona* die hölzerne oder tönernerne Maske eines Bühnenschauspielers, durch welche er »hindurch sprach«, so ein weiterer Eintrag, der die Ableitung des Verbes übersetzt. Die Person des Menschen wäre demnach also vor allem sein individueller stimmlicher Ausdruck, der offensichtlich in Verbindung zum Mund steht. Sich als Person zu erkennen und zu bezeichnen hieße demnach, seine Stimme als originär eigene zu gebrauchen, ihren Klang zu erfahren und mit Nachdruck zu verteidigen.

Eine solche Interpretation wird möglicherweise auch dadurch gestützt, dass das deutlichste differentialdiagnostische Merkmal der Schizophrenie, eines der schlimmsten psychotischen Krankheitsbilder, das Stimmen-Hören ist, also der subjektive Eindruck, dass der Betroffene andere als nur die eigene Stimme hervorbringt und vor allem vernimmt. Die Psychose wäre in diesem Sinne also als Angst vor dem Verlust der einzigartigen eigenen Stimme zu verstehen, mit der ich mich unmittelbar identifiziere und die ich selbst bin. Auch die eigene Stimme, zum Beispiel durch eine Tonbandaufnahme, vom Körper abzutrennen, wirkt auf den Besitzer irritierend. Ein Grund hierfür ist natürlich, dass wir den Klang unserer eigenen Stimme anders kennenlernen, da wir den Schall nicht allein über den Gehörgang, sondern auch durch Vibration des Schädelknochens wahrnehmen, wodurch sie verfälscht wird. Oder ist es umgekehrt nicht eher so, dass gerade das der eigentliche Klang unsrer Stimme ist, wie er nur von uns und keinem anderen jemals vernommen werden kann?

Die genannte Geste meines Neffen wäre im oben genannten Sinne also folgerichtiger der diffuse Verweis auf die Körperlichkeit. Wo ich bin? – Hier in meinem Mund, wo sonst?

Homo socius

Möglicherweise liegt eine der größten Kränkungen des Mannes in der Tatsache begründet, dass er einem weiblichen Körper entstammt. Einerseits wird er von einem solchen entbunden, er hat ihn also eine Weile als Gast bewohnt und ist von ihm genährt worden. Darüber hinaus hat der weibliche Körper seine materielle Substanz gebildet: Das entbundene Kind ist ein Teil des mütterlichen Körpers, bis er sich von diesem löst und emanzipiert. Wie wir natürlich wissen, ist der Mann an der Schöpfung des Kindes nicht unbeteiligt, steuert er doch die Hälfte der genetischen Informationen bei, die den Körper der oder des Heranwachsenden bilden werden, doch die materielle Umsetzung der genetischen Information in Körpermaterial wird durch den Stoffwechsel der Mutter ermöglicht.

Bevor die Biologie und insbesondere die Genetik diese erstaunliche Tatsache herausfand, lautete eine weit verbreitete Meinung, dass die Gebärmutter nur so etwas wie einen Pflanz- oder Nährboden für das Sperma darstelle und der gesamte hieraus heranwachsende Mensch folglich im männlichen Samen vorgebildet sei und nur noch zum Wachsen gebracht werden müsse, vergleichbar also dem Vorgang, ein Saatkorn in die Erde zu stecken. In der Konsequenz wäre die Mutter jedes zukünftigen Menschen demnach austauschbar.

Die abendländisch-christliche Tradition verstärkte diese naturphilosophische Position noch, indem sie zwar das Idealbild der leidenden und hingebungsvollen Mutter in Gestalt der reinen Jungfrau und gleichzeitigen Gottesmutter Maria schuf, die in dieser Doppelfunktion von jeder schmutzigen weiblichen Sexualität befreit war und deren Körper man nicht zuletzt deshalb für so rein hielt, weil er leiblich in das den Körpern eigentlich verschlossene Jenseits aufgenommen wurde; andererseits war ihr Anteil an der Menschwerdung Gottes auf

eine reine Brutfunktion beschränkt. Gott wurde in Gestalt seines Sohnes zwar Fleisch, jedoch nicht das Fleisch Marias. Jedenfalls ist es beim Konzil von Nicäa im Jahre 325 u.Z. (zusammen mit anderen Glaubensdetails dieser Art) so festgelegt worden, wobei es innerhalb der christlichen Religion durchaus Minderheiten gibt, die zu diesem Sachverhalt andere Wahrheiten vertreten.

Eine weitere Traditionslinie, die für das Abendland wichtig werden sollte, wertet die Frau zwar nicht als auswechselbares Gefäß ab, sondern geht noch einen Schritt weiter, indem sie versucht, die Frau aus dem Fortpflanzungsgeschäft ganz zu entfernen. So begann man schon früh in der abendländischen Mythologie, über alternative Geburtsszenarien nachzudenken, in denen nicht mehr allein die Frau, sondern auch der Mann oder das Männliche zum Schöpfer des Lebens werden konnte, wenn auch nur metaphorisch. Der Göttervater Zeus zum Beispiel gebar seine Tochter Athene, nachdem er deren schwangere Mutter verschlungen hatte, aus seinem Kopf heraus, wobei ihm Hephaistos, der Gott der Schmiedekunst, mit seinem schweren Hammer Geburtshilfe leistete: Er schlug in den Schädel des Zeus ein Loch, aus dem Athene in die Welt entsprang, in voller, männlich anmutender Rüstung, wie betont wird. Seither gilt sie als Personifizierung des Geistes, da sie im wahrsten Sinne des Wortes eine Kopfgeburt ist.* Ebenfalls ohne weibliche Beteiligung wurde die Göttin der Liebe nach einer Überlieferung aus dem Schaum des Meeres geboren, der sich um das Geschlechtsteil des Gottes Uranos bildete, nachdem es von Kronos, einem ebenfalls männlichen Gott, abgetrennt und ins Meer geworfen worden war. An der Schaffung der Aphrodite sind also, ähnlich wie bei Zeus

* Ranke-Graves, Robert: *Griechische Mythologie. Quellen und Deutung.*-Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1994, S. 38

und Hephaistos, ebenfalls zwei Männer, jedoch keine Frau beteiligt.*

Im Mittelalter begannen Philosophen und Theologen zum ersten Mal den Traum vom künstlichen Menschen zu träumen, der nicht mehr aus vergänglichem, und wir können ergänzen, »weiblichem« Fleisch, sondern aus dauerhafteren Materialien bestehen sollte. So sagt man dem Theologen Albertus Magnus nach, dass er sich einen Diener aus Metall und Leder schuf. Eine andere mit dieser Thematik verwandte Tradition wurde durch den Prager Rabbiner Judah Löw ben Bezal'el begründet. Er schuf mithilfe seines Sohnes aus dem Lehm eines Flusses einen künstlichen Mann, der zwar stumm und damit dumm war (er konnte also keine Verantwortung für seine Handlungen übernehmen), doch er besaß große Körperkraft und sollte unter dem Namen *Golem von Prag* in die Geschichte der Mythologie eingehen. Seine Schöpfung sollte allerdings nicht den Geburtsvorgang simulieren, sondern die Schöpfung Adams nachvollziehen und damit Gottes Größe zeigen und preisen. Nichtsdestoweniger ist auch der Golem ein dem Menschen ähnliches Geschöpf, das ohne weibliche Beteiligung in die Welt gekommen ist.

Im frühen 19. Jahrhundert sollten beide Traditionslinien der Schöpfung des Menschen ohne Frau aus dem Geist eines Mannes heraus, in dem berühmtesten Roman über die Schaffung künstlichen Lebens zusammenfließen. Der Roman *Frankenstein* entstammt zwar der Feder einer Frau, doch das steht nicht im Widerspruch zu den obigen Ausführungen. Wie der englische Literaturwissenschaftler John Sutherland[†] überzeugend darlegt, verarbeitete die Autorin Mary Shelley in dieser Schauergeschichte vor allem die postnatale Depression, die sie nach der Geburt ihrer Tochter befiel. Implizit wird

* *ibid.*, S. 41 † Sutherland, John: *The Literary Detective. 100 Puzzles in Classic Fiction.*-Oxford: University Press 2000, S. 24 f.

zwar das weibliche Privileg, Leben zu geben, nicht angetastet, doch es wird auf seine schauerlichen und schmerzbehafteten Aspekte reduziert und damit als wenig erstrebenswertes Erleben vorgestellt.

Im Roman selbst wird das Monster nicht aus Leichenteilen geschaffen, sondern kommt auf natürliche Weise zur Welt. Die Geburtsszene unter Blitz und Donner, mit schnaufenden Maschinen und Zitterraalen, bei der eine Art Zombie aus Leichenteilen von einem Mann zusammengenäht und zum Leben erweckt wird, entstammt der Interpretation des Romans durch Männer, die hier ihren unbewussten patriarchalischen Traum von der Schöpfung künstlichen, männlichen Lebens ausleben durften, allen voran übrigens Shelleys eigener Ehemann, der romantische Dichter Percy Bysshe Shelley. Der Roman *Frankenstein*, dessen Untertitel *Der moderne Prometheus* lautet, verweist damit auf eine männliche mythologische Figur, die ebenfalls Menschen schuf, und bildet den Ausgangspunkt für einen wichtigen Topos der sich entwickelnden Literaturgattung der Science Fiction: die Schaffung künstlichen Lebens durch die Wissenschaft und implizit das Ende des Gebärprivilegs der Frau.

Zusätzlich zu der beschämenden Tatsache, dass der Mann aus und von der Frau stammt, ist das Männliche nicht substantiell, d. h. von vorne herein, männlich, sondern weiblich: Das »Geschlecht« eines jeden Fötus vor der Ausgestaltung seiner Geschlechtsorgane* ist nämlich zunächst weiblich. Die männlichen primären Geschlechtsmerkmale bilden sich erst später aus, bzw. sind de facto nach außen gestülpte und leicht umgeformte weibliche Sexualorgane.

* Der Begriff »Geschlecht« ist in diesem Zusammenhang rein körperlich zu verstehen, vermerkt also nur die An- oder Abwesenheit männlicher oder weiblicher Genitalien. Die Frage, welches soziale Geschlecht oder welche sexuelle Ausrichtung sich aus dieser körperlichen Anlage ergeben kann oder wird, bleibt hierbei völlig unbeantwortet.

Wir Männer müssen uns also mit der Tatsache abfinden, dass wir in und vom Körper einer Frau geformt wurden und zumindest eine Weile auch weiblich waren. Das Männliche, von dem wir glauben, dass es uns (körperlich) so substanziiell ausmacht, ist in Wirklichkeit nur ein Zufall.

Trotz der offensichtlichen Tatsache, dass das Weibliche, oder doch zumindest eine Frau im Leben der zumeist männlichen Philosophen eine fundamentale Rolle spielt oder gespielt hat, ist die Beschäftigung mit der Weiblichkeit in allen ihren Dimensionen in der Philosophie stets ambivalent, merkwürdig diffus und vielleicht sogar schambesetzt gewesen. Erst im 20. Jahrhundert kristallisiert sich unter dem Druck der weiblichen Emanzipationsbewegungen eine echte Philosophie der Geschlechtlichkeit heraus, die ihrerseits jedoch, wie Günther Schulte in seinem Buch *Vielleicht ist die Wahrheit ein Weib?** gezeigt hat, maßgeblich von Friedrich Nietzsches Überlegungen zum Thema beeinflusst wurde. Durch die Tatsache, dass am Beginn des Philosophischen Feminismus ein latent homosexueller Mann stand, der Zeit seines Lebens mit der eigenen Geschlechtsidentität gerungen hat, sollte sich *frau* jedoch nicht kränken lassen, sondern diese Tatsache eher als Aufforderung zu einer Auseinandersetzung mit sich selbst verstehen. Übrigens war Nietzsche kein Frauenfeind, auch wenn der berühmte Satz von der Peitsche, die man nicht vergessen solle, wenn man zum Weibe geht, einen solchen Schluss nahelegt. Betrachtet man jedoch die berühmte Fotografie von Friedrich Nietzsche[†] gemeinsam mit Paul Rée und der von beiden verehrten Lou von Salomé auf der folgenden Seite, so erkennt man vielleicht, für wen die Peitsche von jeher bestimmt war.

* Schulte, Günther: *Vielleicht ist die Wahrheit ein Weib? Anmerkungen zur Philosophie des Patriarchats*-Köln: Balloni Verlag 1984

† Das Bild wurde von 1882 Nietzsche selbst so arrangiert, nachdem Lou von Salomé seinen und Paul Rées Heiratsantrag abgelehnt hatte.

